

„Gebt Eure Uhren her, ihr werdet nie mehr welche brauchen“

VON PETER KLEPSCH AUS SAAZ

Mein Name ist Peter Klepsch, ich bin am 10. Juli 1928 in Saaz geboren. Mein Vater war Hopfenhändler und gehörte zu den damals wohlhabendsten und einflussreichsten Saazer Bürgern. Er ist aber schon 1936 gestorben. 1938 habe ich den Einmarsch der deutschen Truppen und auch den Stab der besetzenden ersten deutschen Fahrzeugdivision erlebt und kennengelernt. Eines meiner ersten Erlebnisse aus dieser Zeit war, dass der kommandierende deutsche General zu meiner Mutter wörtlich sagte: „Gnädige Frau, glauben Sie nicht, dass Sie befreit worden sind. Sie sind nur von einer Traufe in die andere geraten.“

Und ich muss dazu sagen: Eigentlich die Bekanntschaft mit diesem General, die auch über die Besetzung hinausging damals, hat in unserer Familie die Schattenseiten des Hitler-Regimes gezeigt und dazu geführt, dass mein Bruder und meine Mutter und dann später mit zunehmender Reife auch ich das Damalige, den Nationalsozialismus ablehnten. Das endete schließlich darin, dass ich verhaftet wurde als Flak-Helfer in Brüx und ins Gefängnis kam, weil ich einmal Äußerungen getan hatte, die den Nazis nicht gefallen haben, dann zweitens drei Elsässern – französischen Kameraden – zur Flucht verholfen habe, zur Desertation, und drittens weil man dem kommandierenden General meines Bruders bereits vorwarf, am 20. Juli. beteiligt gewesen zu sein, und mein Bruder war sein Adjutant. Das heißt, man hat uns der Mitwisserschaft verdächtigt und mich auch. Ich war dann bis zum letzten Kriegstag im Brüxer Gefängnis und bin mehrmals von der Gestapo verhört worden. Am letzten Kriegstag sollte

das gesamte Gefängnis nach Westen evakuiert werden mit allen Insassen. Der Weg ging über Saaz, und ich bin kurz vor Saaz in Schießelitz geflohen und bin nach Hause gekommen noch am Abend vor der bedingungslosen Kapitulation Deutschlands.

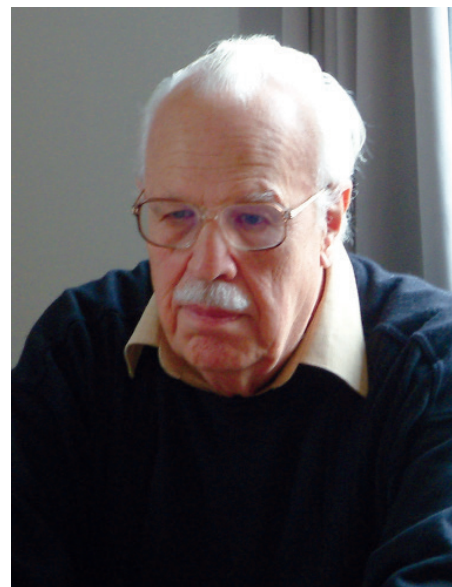
Am nächsten Morgen wurde ich durch Geräusche geweckt, und meine Mutter fragte: „Sag mal, sind das Amerikaner oder Russen?“ Und da hab ich gesagt: Das sind Russen. Denn meine Mutter hat immer gehofft, dass noch Amerikaner nach

Saaz kämen, die ja nicht mehr weit waren – bis in Karlsbad –, und die nächsten drei Wochen standen ganz im Zeichen der russischen Besetzung, wobei ich sagen muss, dass meine Familie unter den Russen wenig zu leiden hatte.

Nach drei Wochen zogen die Russen plötzlich ab, das war an einem Freitag. Da sind die russischen Soldaten plötzlich aus Saaz verschwunden, und die ganze Stadt war voll mit tschechischen Uniformen, und es liefen bereits Gerüchte in der Stadt, dass in Postelberg die Leute alle verschwunden sind. Das war am Samstag.

Und am Sonntagmorgen um

neun Uhr wurde ich von meiner Schwester aus dem Bett geholt, sie sagte: „Es sind Soldaten da, du musst auf dem schnellsten Weg auf den Ringplatz kommen. Alle deutschen Männer von zwölf bis 65 Jahren haben sich unter Drohung der Todesstrafe dort einzufinden.“ Wir sind dort aufmarschiert, und zwar in zwei Kolonnen. Der damalige Hauptplatz der Stadt war durch ein Wasserbecken geteilt, das vom Luftschutz zu Löschzwecken angelegt wurde. Es waren also von Anfang an zwei Kolonnen, links und rechts der Dreifaltigkeitssäule angeordnet. Was ich als erstes sah, das war ein Mord an einem Postbeamten namens Gansl. Der kam durch die Liebotschaner Pforte [sog. „Branka-Tor“] herauf, anscheinend zu spät oder hat irgendeine Bemerkung gemacht. Man hat ihn sofort totgeschossen, und irgendein junger Mann mit Motorrad ist dann über ihn hin- und hergefahren. Das Schrecklichste war, dass sich in den Speichen des Rades das Gedärm des unglücklichen Mannes verwoben hat. Es war ein grässlicher Anblick, und das Allerschlimmste war, der Mann war ein kleiner Postbeamter, war eigentlich in der ganzen Stadt als alter Sozialdemokrat und überhaupt nicht als Nazi bekannt. Das war der erste Schock, den wir hatten, und wir wurden dann – soweit ich mich erinnern kann – in zwei Kolonnen abgeführt. Meine Kolonne zum Bahnhof. Wir mussten dort eine Weile warten, gingen dann hinter dem Bahnhof unter den Geleisen, dort war ein Durchbruch



Peter Klepsch aus Saaz
(Foto: Förderverein Saaz)



Amerikanische Panzer rollen in Pilsen ein (Foto: Bundesarchiv)

Richtung Stankowitz, da war ein Feldweg und oben, wo heute der Autohof ist, das war damals leer und unbebaut und auf dem Hügel mussten wir warten, bis die nächste Kolonne kam, und unsere Posten haben gesagt: „Gebt Eure Uhren her, ihr werdet nie mehr welche brauchen.“

Da warteten wir, bis die nächste Kolonne anmarschierte, und wir sind dann in Sechserreihen unter Bewachung von berittenen Soldaten nach Postelberg geführt worden und kamen dort erst am Nachmittag an. Die Stadt machte für mich einen geisterhaften Eindruck, sie war völlig leer, es war kein Mensch auf der Straße, und wir wurden dann



Postelberg, alte Reiterkaserne heute (Foto: Förderverein Saaz)

in die Kaserne und auf den Kasernenhof geführt, und dort hieß es: „Setzt Euch.“ Wir mussten uns niedersetzen, und dann hat sich eigentlich am Rest des Sonntags – es kamen immer wieder Kolonnen, auch von den Dörfern – nicht viel bewegt. Nachts mussten wir auf dem Pflaster schlafen, so wie wir waren, wie wir kamen; viele im Sonntagsanzug, denn es war ja Sonntag, der 3. Juni.

Am nächsten Morgen kam ein Kommando „Aufstehen“. Und wir sind aufgestanden, und in dem Moment schossen zwei oder drei Leute von der anderen Seite mit Maschinenpistolen in unsere Gruppe hinein. Ich habe das nachher erfahren ... [An dieser Stelle kommt es zu einer Unterbrechung, und Peter Klepsch wiederholt danach einen Teil seiner Erzählung:]

Am Sonntagnachmittag sind wir in Postelberg – einer Geisterstadt – angekommen. Die Stadt war völlig leer. Wir wurden in die Kaserne geführt und dort aufgefordert, uns auf den Boden zu setzen, auf das Pflaster, und nachts auch auf diesem Pflaster zu schlafen. Ereignet hat sich an diesem Tag nichts Bemerkenswertes, außer dass wir natürlich Angst und Zweifel wegen unseres Schicksals hatten. Am Morgen kam dann das Komman-

do „Aufstehen“, das von einem Teil der Wachen überhört wurde, die jetzt fürchteten, dass wir aggressiv werden könnten und dann mit Maschinengewehren in uns hineingeschossen haben. Da gab es den ersten Toten und es gab auch Verwundete, u. a. meinen Nebenmann oder Fast-Nebenmann, den Baumeister von Saaz, der einen Bauchschuss bekam.

Am Montag, den 4. Juni mittags kamen Lastwagen aus Saaz und holten die Beamten der tschechischen Versorgungsbetriebe und die Arbeiter der tschechischen Versorgungsbetriebe ab und holten auch Ärzte ab, und alle Männer, die jüdische Frauen hatten, durften auch mit diesen Lastwagen nach Saaz zurück.

Am Montagabend mussten wir alle in Kolonnen um den Platz laufen und wurden gezwungen, nationalsozialistische Lieder – oder das, was man für nationalsozialistische Lieder hielt – zu singen, und wer nicht richtig lief und richtig sang, bekam die Peitsche zu spüren. Ich erinnere mich noch, dass ich mit einem Schulkameraden meinen Englischlehrer untergehakt hatte, der mit einem Beinsschuss aus dem Krieg kam und nicht laufen konnte und natürlich den Schlägen besonders ausgesetzt war.

Am Dienstag, den 5. Juni morgens begann noch einmal eine Durchsuchung aller. Da wurden kleine Tische gebildet, und da musste man kolonnenweise aufgeteilt vorbei und den Oberkörper frei machen, ob SS-Abzeichen drauf waren, und man hat uns dann alles weggenommen, was wir hatten. Die Uhren und das Geld in der Masse schon vorher am Sonntagnachmittag, aber u. a. auch die Taschenmesser. Ich habe mein Taschenmesser behalten, weil der Junge, der mich untersuchte, mich persönlich kannte und mich mit den Worten „Dich kabs ich net aus!“ [Dich plündere ich nicht aus!] passieren ließ. Dadurch habe ich mein Taschenmesser noch; ich trage es heute noch als Talisman. Das hatte ich damals in der Tasche und ich habe es seitdem in meiner Tasche behalten als Glücksbringer, weil ich eben dem, was dann folgte, entkommen bin.

Am darauf folgenden Tag wurde aufgerufen, dass sich die Deutschen in Gruppen aufzustellen hatten. Das waren mehrere Gruppen, das fing bei der SS an und endete bei den Antifaschisten. Und ich habe mich dorthin gestellt aufgrund meiner vorhin schon geschilderten politischen Verfolgung. Wir durften dann auch den Abend im Freien im Hof verbringen. Die übrigen wurden in die Kaserne gepfercht in einzelne Räume und mussten die Nacht fast ohne Luftzufuhr im Stehen verbringen. In derselben Nacht noch habe ich – weil ich ja im Freien lag – die erste Kolonne beobachten können, die zum Erschießen geführt wurde. Da war u. a. ein guter Bekannter, Herr Dr. Emanuel Wurdinger, damals Vorstand der Saazer bürgerlichen Brauerei, Duzbekannter von mir, dabei. Ich konnte über den Stacheldrahtzaun fragen: „Wohin?“ Da hat er auf den Himmel gedeutet. Da war mir klar, was passiert.

Ich war bis Donnerstag dort; wir haben nichts zu essen und zu trinken bekommen. Ich habe im Freien gelegen. Die Leute, die in den Kasernengebäuden eingepfercht waren, haben mehr zu leiden gehabt. Am Mittwoch haben wir dann die erste Verpflegung bekommen. Für 15 Mann ein Brot. Wasser mussten wir uns aus einem Splitterschutzgraben schöpfen, in dem nicht nur Kaulquappen waren, sondern plötzlich die Finger eines Toten auftauchten. Am Mittwoch wurden auch die ersten Erschießungen nicht in der Nacht, sondern auch am Tag am Kasernenhof durchgeführt, u. a. fünf dreizehnjährige Buben, die versucht hatten, zu fliehen. Das heißt, sie haben sich in ein Arbeitskommando eingereiht, wurden aber entdeckt, dass sie nicht dazugehörten. Der Herr Marek, der als ortsansässiger Tscheche aus Postelberg für die Soldaten als Dolmetscher und auch als Informationsperson diente, wollte die Buben peitschen lassen, er ließ sie auch peitschen. Sie wurden alle auf den nackten Rücken mit Peitschen geschlagen, und dann kam der Kommandant der tschechischen Truppen, Hauptmann Černý und hat gesagt, die Buben werden erschossen. Das hat Marek verdolmetscht. Wir mussten uns alle niedersetzen, angesichts des Erschießungskommandos. Marek hat gesagt, bei der geringsten Missfallenskundgebung wird – es waren zwei MGs noch aufgestellt – in euch hineingeschossen. Und dann hat man die fünf Knaben erschossen, mit einem Schützen pro Buben. Nicht mit Maschinenpistolen, sondern mit Gewehren. Es hat eine Weile gedauert, bis der letzte tot war. Ich erinnere mich noch an den einen, er hatte einen Halsschuss, da kam mit den letzten Herzschlägen das Blut noch in Fontänen heraus. Einer schrie nach der Mutter, und von einem saß der Vater drei Reihen vor mir und sah das mit an.

Dann ist nicht weit von mir der erste von uns verrückt geworden. Er ist plötzlich aufgestanden, es war ein Graveur, den wir gut kannten, und fing an zu tanzen. Ein zweiter fing an, sich auszuziehen. Dann war der Hauptmann Langer da, Vater eines Schulkameraden von mir, der dann sagte: „Herr Kommandant“, – er ging zum Marek, weil er Deutsch verstand – „ich war deutscher Offizier, was hier geschieht, verstößt gegen die Genfer Konvention. Ich muss Verwahrung einlegen und ich bitte darum, machen Sie mit mir ein Ende, ich möchte erschossen werden.“ Da hat der Marek geantwortet: „Sie wollen einen Gnadenschuss?“ Da hat der Hauptmann Langer gesagt: „Ja.“ Dann ist er in meiner Gegenwart durch Genickschuss getötet worden. Ich habe ihn begraben. Mein Freund Heiner Giebitz, der nachher mit vernommen wird, hat mitgegraben. Wir haben dann auch die restlichen Toten des Tages – es wurde ständig geschossen – in den Splitterschutzgraben geworfen, aus dem wir vorher das Wasser geschöpft haben. Nachts gingen die Erschießungen weiter; man hat manchmal Stöße von Maschinenpistolen gehört.

In der Nacht zum Donnerstag wurde auch die antifaschistische Gruppe in die Kaserne gepfercht, vermutlich damit wir nicht Zeugen der Hinrichtungen wurden. Wir waren froh drüber, weil wir uns sagten, wenn man uns sozusagen aus dem Geschehen heraushält und uns nicht zu Mitwissern macht, werden wir überleben. Das war unser Gedanke. Ich wurde dann in einen Raum gepfercht, der schon voller Menschen war und keine Luftzufuhr hatte. Vor allem die, die herzkrank waren, bekamen Probleme. Es sind eine ganze Reihe Leute mental außer Tritt gekommen, und ein Freund von mir machte mich aufmerksam,



Postelberg, alte Reiterkaserne heute (Foto: Förderverein Saaz)

dass in dem Raum ein Schalter, eine Durchreiche in die danebenstehende Küche war. Wir sind durch diesen Schalter in die Küche gekrochen. Da waren Kochapparate gestanden mit Wasserzufuhr und wir waren froh und haben uns in die Apparate hinein gesetzt, haben an dem Wasser unseren Durst gelöscht. Dann hat das die Wache gemerkt und hat gesagt, wir müssen hier raus, sonst schießen sie. Wir sind aber nicht rausgegangen, weil wir Angst hatten, wenn wir rauskommen, werden wir erschossen. Wir haben uns im Kochkessel versteckt. Daraufhin hat man Handgranaten hineingeworfen und ich habe den Splitter einer Handgranate hier ins Fleisch – Gott sei Dank – eine Hand breit oberhalb des linken Knies bekommen. Der Splitter ist dann herausgeieitert, er war wie eine Nadel scharf, hat mich aber gottseidank beim Gehen nicht behindert.

Am nächsten Tag durften alle, die politisch völlig neutral waren, nach Saaz zurück. Darunter auch ich. Man hat vorher die nicht marschfähigen noch erschossen in meiner Gegenwart und hat unterwegs diejenigen, die nicht gehen konnten, erschossen, u. a. auch den Pater Max, Guardian des Saazer Kapuzinerklosters, in Sichtweite. Er konnte nicht mehr weiter marschieren. Man hat zu ihm



Křiž-Villa in Saaz, heute Zeyerova 344 (Foto: Förderverein Saaz)

gesagt: „Pater, wir werden Sie mit dem Auto fahren.“ Aber dann hat man ihn erschossen; es soll auf Befehl des eigentlichen Schuldigen, des Herrn Zícha, geschehen sein.

Kurzum, ich kam dann am Donnerstag nach Saaz zurück, war dort drei Tage in einem Saazer Arbeitslager, bis mich ein Tscheche aus Stankowitz, der Vorsitzende des *Národní výbor* [Nationalausschuss], wissen ließ, er schicke einen Posten, der Arbeiter für eine sehr schwere und riskante Arbeit sucht. Ich möchte mich da melden. Und noch ein paar gute Freunde mitnehmen, einer von den zweien, ein dritter ging dann nicht mit, ist aber auch hier, den konnte ich mitnehmen, das wurde mir gesagt, zur Tarnung. Ich kam dann nach Stankowitz und war dann in Stankowitz als landwirtschaftlicher Arbeiter, während alle meine Freunde, die nicht das Glück hatten, nach Kladno in die Kohlenbergwerke kamen. Die HJ-Führer kamen nach Brüx ins Lager 28, denen ging es dann ganz besonders schlecht.

Ich hab dann Antrag gestellt auf Erteilung der tschechischen Staatsbürgerschaft, weil ich unter den § 24 der Beneš-Dekrete fiel, da hieß es ja wörtlich: „Wer aus politischen Gründen während der Nazi-Zeit in Haft war, ist

von den Dekreten ausgenommen und kann Antrag auf Erlangung der tschechischen Staatsbürgerschaft stellen.“ Ich habe den Antrag gestellt, habe aber bis Frühjahr 1946 keine Antwort bekommen. Weder positiv noch negativ. Und danach lediglich die Erlaubnis, das Arbeitslager zu verlassen und privat zu wohnen. Das durfte ich dann vom 1. September bis zum 6. April 1946, da bin ich dann freiwillig mit dem Rest meiner Familie hier nach Deutschland gegangen, weil ich für mich positiv oder negativ keine Zukunft mehr gesehen habe.

Ich möchte noch einfügen – das hatte ich vorhin vergessen: Am Abend des 8. Mai, als ich aus der deutschen Gefangenschaft geflohen war, hat ein Herr Křiž, der in dem berühmten Křiž-Museum jetzt, in Saaz, wohnte, der mit uns angeheiratet verwandt war, mich angerufen, ich möchte aufs Rathaus kommen, wir rufen die neue Republik aus. Und ich muss sagen, ich konnte kaum mehr laufen. Nach Monaten im Gefängnis und 25 km Fußmarsch waren meine Füße nicht mehr gehfähig an dem Abend; also ich bin nicht zur Proklamation der Republik auf das Rathaus gekommen. Ich muss auch ergänzen, dass alle Tschechen, die während der Nazi-Zeit in Saaz wohnten, auf das Rathaus bestellt wurden und einem Verhör unterzogen wurden für ihre Tätigkeit – was sie während der deutschen Okkupation taten. Da war u. a. auch der Schwiegervater meines Bruders dabei, der Tscheche war. Der wurde fürchterlich geschlagen, denn er war als Tscheche Mitglied des NS-Kriegercorps, das war eine Veteranenvereinigung gewesen. Unser Hausmeister, der auch Tscheche war, Wenzel Swoboda, hat sich nachher erhängt, wie er das gesehen hatte, obwohl er erstens Tscheche war, zweitens bei der revolutionären Roten Armee in Russland war und auch im Ruhrgebiet, also Altkommunist – ging auf den Dachboden bei uns im Haus und hat sich aufgehängt. Er hat einen Zettel hinterlassen. Wenn sie einen solchen Herrn, wie den Schwiegervater meines Bruders schon so behandeln, was geschieht denn dann mit mir?

Das nur zur Ergänzung.

Ich bin eigentlich mit dem, was ich zu sagen hatte – wahrscheinlich sind Lücken da, aber das ist mir im Moment nicht bewusst – fertig.